

Hrsg. Ullrich Junker

**Bergbau
im
Riesen- und Jsergebirge**

Von Studienrat E. Worbs

©Transkription
Im Nov. 2017
Ullrich Junker
Mörikestr 16
D 88384 Bodnegg

Die Heimat

Nr. 6 . 1934

Beilage des „Neuen Görlitzer Anzeigers“
6. Februar

Aus dem Boden der Heimat

Eine Kulturgeschichte der Gewinnung und Verarbeitung heimischer Bodenschätze

Von Studienrat E. Worbs

XIV

Vom Bergbau auf edle Metalle und Erze

„Silberne Adern birgt und Eisen in mächtigen Gängen
Schlesierland; auch Gold gibt reichlich unser Gebirge.
Bald muß der Bergmann hinab in der Erde verborgene Tiefen,
Bald durchforscht er im Bach des Bergtals runde Gerölle.
Was für Schätze man hob, da bezeugen gar oft in der Waldung
Hügel von Schlacken, gehäuft als Rückstand schmelzenden Erzes,
Mit der Zeit überwebt von Mooswuchs grünender Decke,“
(Franz Koeckritz, Sabothus sive Silesia – vor 1565 geschrieben.)

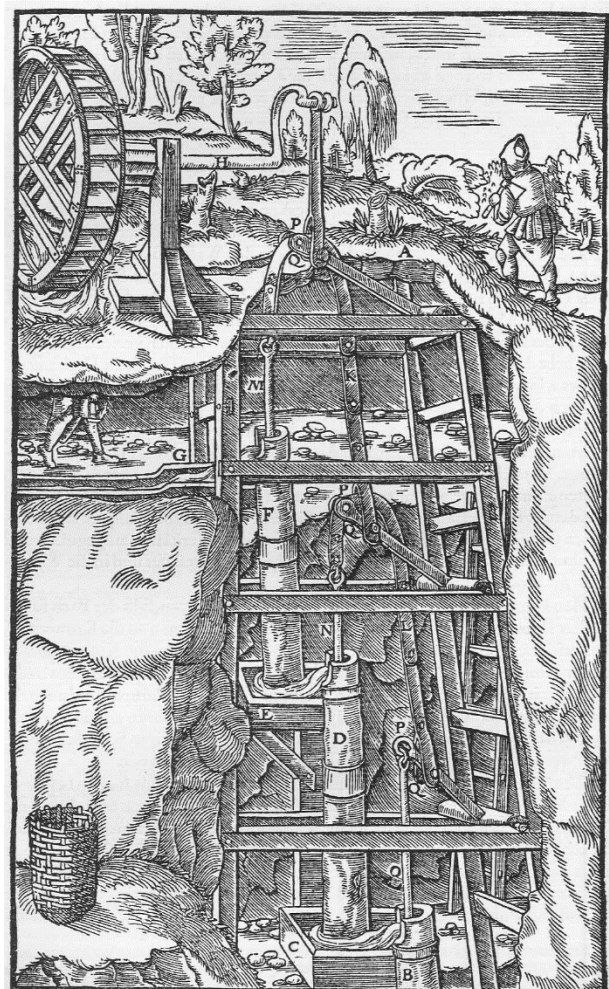
Während die schon in einem früheren Kapitel behandelte Gewinnung des Eisens in unserer Heimat, wie manche Funde bekunden, in vorgeschichtliche Zeit zurückreicht, wird der Reichtum der Heimat an anderen Metallen, von geringen Ausnahmen abgesehen, erst mit der deutschen Besiedelung im 13. Jahrhundert erschlossen. Zunächst ist es sicher das sich leicht in den Goldseifen darbietende Gold gewesen, das erfahrene Bergleute aus andern deutschen Gauen, vor allem aus Sachsen und Franken, heranlockte. Aber diese seifen waren bald erschöpft, tiefer mußte man in die Erde eindringen. So begann der Gangbergbau unserer Heimat, der bald nicht mehr nur Gold und Silber, sondern auch Kupfer-, Blei-, Zinn und Kobalterzen galt, die man an den verschiedensten Stellen erschlossen hatte.

Die erste Blüte dieses Bergbaus reicht nur bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Dann erlag er fast ganz, die geringen technischen Hilfsmittel machten nur einen oberflächlichen Abbau möglich, und die Fundstätten, bis zu denen dieser vordringen konnte, boten, bald keine Ausbeute mehr. Von neuem aber blühte der Bergbau in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf. Technische Fortschritte waren inzwischen gemacht worden, Wasserkünste verhüteten ein zu leichtes Ersaufen der Gruben, das den ältesten Bergbau ganz außerordentliche Schwierigkeiten bereitet hatte, man verstand es, den in der Tiefe Arbeitenden frische Luft zuführen, und die Verwertung der Kenntnisse der damals blühenden Alchimie ermöglichte eine leichtere und vollkommene Gewinnung der Metalle aus ihren Erzen.

Einen Einblick in die technischen Hilfsmittel, deren sich der Bergbau in dieser zweiten Blütezeit bedienen konnte, vermag uns das Bergwerksbuch Agricola zu vermitteln. In einer Fülle von Holzschnitten ziehen alle die kunstvollen Konstruktionen an uns vorüber, die sich menschlicher Geist damals ausgesonnen, um, allein auf die Kraft vom Wasser und Tier gestützt, der geheimnisvollen Tiefe ihre Schätze abzutrotzen.



Die zuerst beschriebene Maschine A. Der Arbeiter, der durch Treten die Bälge zusammendrückt B. Die Bälge ohne Mundstücke C. Die Öffnung, durch welche die schweren Wetter oder die Luft ausgestoßen werden D. Die Latten E. Der Stollen F. Die zweite beschriebene Maschine G. Die hölzerne Trommel H. Ihre Stufen I. Die Umfassung K. Das runde Loch in der Trommel L. Die Stange M. Die dritte beschriebene Maschine N. Die stehende Welle O. Ihr Zahnrad P. Die liegende Welle Q. Ihr Getriebe R.



Der Schacht A. Der unterste Pumpensatz B. Der erste Wasserkasten C. Der zweite Pumpensatz D. Der zweite Wasserkasten E. Der dritte Pumpensatz F. Das Gerinne G. Die verlängerte Radwelle H. Das erste breite Gefänge I. Das zweite breite Gefänge K. Das dritte breite Gefänge L. Die erste Kolbenstange M. Die zweite Kolbenstange N. Die dritte Kolbenstange O. Die Drehpunkte P. Die Scheren Q.

Aber nicht allzu lange dauerte in unserer Heimat die zweite Blütezeit des Bergbaus. Verschiedenes kam zusammen ihn

Aber nicht allzu lange dauerte in unserer Heimat die zweite Blütezeit des Bergbaus. Verschiedenes kam zusammen ihn abermals zum Erliegen zu bringen. Einerseits reichten die wunderbarsten Konstruktionen bei dem Mangel größerer Kraftquellen eben doch nicht aus, dem Eindringen in größere Tiefen der Wassermassen Herr zu werden, andererseits begann sich infolge des Raubbaus in den Wäldern um die Bergwerke ein Mangel an Grubenholz fühlbar zu machen und endlich schufen Überfälle durch Raubritter und Adlige, Verfolgung der Rutengänger durch die Kirche, Verjagung der evangelischen Bergleute in der Zeit der Gegenreformation und später die Wirren des Dreißigjährigen Krieges Unsicherheiten, die einem geregelten Bergwerksbetrieb entgegenstanden. Ein Jahrhundert lag der Bergbau fast ganz darnieder. Erst als Friedrich der Große aus seinem Bemühen um eine Nationalwirtschaft in allen Ecken und Winkeln Schlesiens nach Rohstoffen stöbern ließ, wurde auch dem Bergbau eine Schwache Nachblüte beschert, die allerdings trotz der dann einsetzenden Herrschaft der Dampfmaschine bei der offensichtlichen Erschöpfung der meisten Lagerstätten auch wieder nur kurze Zeit währte, wenn man auch auf neues Bergglück hoffend, immer wieder hier und da an den alten Stellen zu graben begann.

Der älteste Goldbergbau blühte vor allem um Goldberg, Löwenberg, Bunzlau und Liegnitz (Wahlstatt und Nikolstadt). Ausgedehnte Halden und Pingen lassen auf seine Bedeutung schließen, auch zahlreiche Orts- und Flurnamen sprechen noch heute von ihm, so Goldberg selbst, dann die Ortsnamen auf „seifen“ die vielen „Zechen“ und manches andere. Bei dem Löwenberger, Bunzlauer und Goldberger Goldvorkommen findet das Gold auf sekundärer Lagerstätte unter der Decke des Diluviums, in älteren Sanden und Kiesen. Bei Goldberg soll es sich um eine Seife handeln, die entstanden ist aus den von einem mächtigen Strome in der Tertiärzeit talabwärts transportierten, aufbereiteten und in einer Terrasse abgesetzten Trümmern einer primären Quarzgoldlagerstätte. 2 Meter etwa beträgt die Mächtigkeit des Schwemmsandlagers. Da das Bett des tertiären Stromes an einer Stelle von der heutigen Katzbach gekreuzt und angeschnitten wird, so ist es wohl möglich, daß die ersten Goldkörner von Fischern ausgewaschen worden sind, und man kann vermuten, daß dies hier sogar noch vor der deutschen Besiedlung geschah. Gerade auf dem Ausgehenden des Goldsandlagers liegt nämlich das Dorf Kopatsch, dessen Name wohl von dem slavischen Kopacz = Gräber herzuleiten ist und so dafür spricht, daß an dieser Stelle schon die slavische Urbevölkerung das Gold dort, wo es am leichtesten zu erreichen war, gewann.

Die Ausbeutung der Goldsande durch die eingewanderten deutschen Goldwäscher begann kurz vor 1200. In Stellen, die von Talrändern ausgingen, meist aber durch Schächte, drang man jetzt zu ihnen vor und schied das Gold durch Wäscher aus. Es war also Tiefbau, den man jetzt fast durchweg betreiben mußte, da der Goldsand ja nicht überall wie bei Kopatsch zu Tage anstand. Die Schächte waren sogenannte Reifenschächte, wie man im vorigen Jahrhundert durch Aufdeckung eines alten Schachtes feststellen konnte. Er war mit kiefernen Brettern ausgekleidet, die durch Reifen von runden Weidenholzstäben gehalten wurden. Von

ihnen aus geschah der Abbau sicher nur im beschränkten Umkreis. Wie alte Urkunden bezeugen, wurde die Wasserlösung durch Stollen und Wasserhebemaschinen nach einem Bache und der Katzbach hin bewirkt. Sieb- und Wascharbeit dienten der Aufbereitung des Goldsand, doch beschränkte man sich wahrscheinlich auf die Gewinnung der gröberen Körner, da alte Halden bei späteren Untersuchungen oft noch erheblichen Goldgehalt zeigten. Ein Herausheben des Staubgoldes erlaubten offenbar die damaligen technischen Hilfsmittel noch nicht.

Die höchste Blüte dieses Goldbergbaus ist wahrscheinlich für die Zeit von 1200 bis 1240 anzusetzen. Groß muß damals die Zahl der bei Goldberg arbeitenden Bergleuten, denen Herzog Heinrich der Bärtige als besondere Gunst das Magdeburger Stadtrecht verlieh, gewesen sein; den an der Tatarenschlacht bei Wahlstatt im Jahre 1241 sollen außer 150 Löwenberger und ebenso viel Bunzlauer Bergknappen nicht weniger als 500 Goldberger beteiligt haben, und da jeder fünfte Mann ausgehoben wurde, so hätte man für Goldberg auf die hohe Zahl von 2500 Bergleuten zu schließen, eine Zahl, die dann den Charakter der Unwahrscheinlichkeit verliert, wenn man bedenkt, daß bei den geringen technischen Hilfsmitteln für eine umfangreiche Bergarbeit natürlich ganz außerordentlich viel mehr Menschen erforderlich waren als es heute der Fall ist. Nach alten Chroniken soll die wöchentliche Ausbeute des Goldbergbaus um Goldberg in dieser Blütezeit wöchentlich 150 Pfund reines Gold betragen haben. Aus der Chronik von Oels z.B. geht hervor, daß das gewonnene Gold zum Teil an andere Städte zur Münzprägung verkauft wurde. 1227 schenkte Herzog Heinrich dem Domstift von Breslau den ihm zustehenden zehnten vom Goldberger Bergbau. Von einzelnen der alten Bergwerke sind uns die Namen erhalten. So nennt eine Urkunde die „Weiße Zechen“, eine andere das Bergwerk „uff der huben“ und wieder eine andere das Werk „zum Guldenstag adir zum Guldenrade.“

Bei der Wichtigkeit des Goldberger Bergbaus war es selbstverständlich, daß ein Goldberger Goldrecht geschaffen wurde. Dieses ist uns durch eine Urkunde aus dem Jahre 1342 überliefert. Strenge Vorschriften bestanden danach für ein ununterbrochenes Bauen. Wer seine Grube 3 Tage unbetrieben liegengelassen oder wer als Angehöriger einer am Bergbau interessierten Gewerkschaft 3 Tage seine Zubeße nicht gezahlt, ging des Rechts zu bauen verlustig. Diese scharfe Bestimmung war notwendig, weil es außerordentlich schwierig war, den Bau in dem wasserreichen Deckgebirge offenzuhalten. Falls der Besitzer eines Grundstückes nicht selbst baute, so mußte er es zulassen, daß ein anderer auf seinen Grund und Boden Schürf- und Gewinnungsarbeiten vornahm, wenn ihm das Feld verliehen worden war. Der Grundbesitzer erhielt dafür ein Achtel der Ausbeute. Erwuchs ihm später, wenn das Bergwerk ausgebeutet, durch Pingenbildung Schaden, so wurde ihm von seinen herzoglichen Abgaben so viel erlassen, als seine Nachbarn den Schaden schätzten. Das Recht zum Betreiben des Bergbaus verlieh der Herzog von Schlesien, der „oberste liher“. Ihm stand der Zehnt aller Bergwerkseinkünfte zu. Jeden Montag war dieser herzogliche Zehnt in Goldberg bei den herzoglichen Einnehmern zu entrichten. Herzog Heinrich I. verschenkte in seiner Frömmigkeit den zehnten 1227 dem Domstift von Breslau. Manche seiner

Nachfolger aber benötigten ihn dringend, um ihren kostspieligen Launen nachgehen zu können, ja, im Jahre 1344 verpfändeten ihn sogar die Herzöge Wenzel und Ludwig von Liegnitz der Stadt Goldberg auf die Dauer von 3 Jahren. Unter solchen Umständen mußten natürlich die Herzöge von Liegnitz recht betrübt sein, als die Förderung immer geringer wurde und endlich 1370 die letzten Baue aufgeben wurden. Immer wieder ließen sie Versuche anstellen, die Werke von neuem in Gang zu bringen. Auch das Interesse Friedrich des Großen konnte später den Goldberger Bergbau nicht zu neuem Leben erwecken, und ebenso wenig um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Versuch eines Kaufmanns bei dem der im Anhang gewonnene Goldsand nach Reichenstein geschafft und dort mittels Chlor entgolddet worden war.

Ob es sich bei dem Bergbau um Nikolstadt auch um Goldseifen gehandelt hat, ist noch ungewiß. Möglicherweise kann es eine Goldführung in den Quarzgängen der alten Schiefer gewesen sein, die hier einen kurz blühenden Gangbergbau entstehen ließ. Jedenfalls war auch dieses Goldvorkommen, ganz gleich, ob es durch Sieben und Waschen oder durch mühsame Pocharbeit gewonnen wurde, für die Piastenherzöge eine recht erwünschte Geldquelle, die um 1345 am ergiebigsten floß. Auch sie mußte dazu dienen, Herzog Wenzel in seiner Verschuldung zu helfen. 1347 verpfändet er alle seine Goldbergwerke der Stadt Liegnitz für 900 Mark. Um die Höhe dieser Summe würdigen zu können, muß man bedenken, daß eine Kuh damals weniger als 1 Mark kostete. 2 Jahre vorher hatte er den bis dahin Niklasdorf genannten Stadtrechten, um die Weichbildsrechte der alten Städte in der Nachbarschaft nicht zu sehr zu schmälern. In der ältesten Zeit sollen die Goldberger Erze übrigens zur Verarbeitung nach Reichenstein gesandt worden sein, wo schon in der Wendenzeit ein Goldbergwerk in Gang gewesen sein soll. Aus Goldberger und Reichensteiner Gold wurden die alten schlesischen Dukaten geprägt, die das Piastenwappen tragen und entweder die Bildnisse der Herzöge von Liegnitz, Brieg und Wohlau oder das Bild des heiligen Christophorus, der Bergpatrons. Die Arbeit im Reichensteiner Bergwerk schildert in poetischer Form aus eigener Anschauung ein Gedicht in 704 alexandrischen Versen, das 1671 unter dem Titel „Christian Hoffmannns Bergprobe oder Reichensteinscher goldener Esel“ in Jena erschien und „Joh. Gottlieb Volkelts gesammelten Nachrichten von schlesischen Bergwerken (1775) zum Teil wiedergegeben ist. Das Schmelzen schildern folgende Verse.

Die Schmelzkunst hat den Griff von der Natur erlernt,
Sie grübelt alles aus, wie tief es auch entfernt,
Und brennt das feinste Gold auf ihren sieben Tigeln,
Wie der Geburtsort selbst Metallen pflegt zu zigeln.
Dort, wo die Röste (schaut!) in Luft und Regen stehn,
Muß die gestürzte Hall ins erste Feuer gehen,
Und ihre Wildigkeit in Flammen lassen täuben:
Das Puchwerk muß hernach, was nicht verrauchet, zerstäuben,
Das mält die Hüten klein: da trabt dein trappend Pferd,

(Sie waren durch den Grund zur Hütten eingekehrt)
 Neptun, das aus der Erd aufs Dreizacksschlag entsprungen,
 Da du um Stadt und Ruhm mit Pallas hast gerungen,
 Der stolzen Schenkel Paar, der Stalbesohlte Huf
 Pucht polternd und zermalmt durch oft erhelten Puff,
 Zustuften Stein im stampf, aus dem der Berg aufschwimmt.
 Den, wie zerstoßene Staub, das Wasser mit sich nimmt.
 Drauf wird mit Zusatz zwar der wohlgeschlemmte Schlich
 Schichtweise durchgesetzt auf einen reichen Stich:
 Man lässet zeitlich an, der hohe Ofen rauchet,
 Hier dohnt, Hippotades, dein und Ulysses Schlauch,
 Der zu der Juno schickt der Kohen Hüttenrauch:
 Licht-blau-roth-gelbe Loh und summendes Geblase
 Macht durch der Lissen Form Vulcanen eine Nase,
 Der höchstbewegte Göz in seinen Federn sprüt,
 Der Rachen flammt voll Brand, das funkelnd Auge glüht,
 Biß oberhalb verbraust der Schaum der rothen Schlacken,
 Die aus des Ganges Spor sich in Zahrtigel sacken.
 Der Schmelzer hebet an den überschlagenen Jescht,
 Der sich wie schmiericht Pech dehnt, eh er abgelöcht:
 So feimt der Meister ab die rohen Glasegallen,
 Die in des Topfes See mit vollem Sude wallen.
 Man weiß0 von keiner Sau, in der das Erz noch sitzt:
 Es ist so leicht, als Glaß breitzänkicht zugespitzt;
 Derr Fall bezeugt es selbst: die glatte Platte klinget,
 Wenn sie vom Haaken hin auf harten Boden springet,
 Die angesotten Erz ergießen ihre Fluth
 In dem durchfurchten Herd, wie rein zerfloßne Gluth,
 Der Untertiegel fängt den stralzerschmolznen Steine,
 So durch der Abzucht Mund abscheußt mit hellem Scheine.
 Wie wenn die trockne Hitz, entsteht in fetter Tuft,
 Pfeil, Seul und Balken flammt in der zertheilten Luft,
 Wie lichter Schwefel kömmt durch schwarze Nacht gebrochen,
 So fährt und blitzt das Erz, sobald man hat gestochen.
 Die Erde samt der Luft erhärtet, was gekocht,
 Die Plantschen werden drauf noch einmal grob gepocht,
 Man mindert und verbleit die zwir gerösten Scheiben,
 Und läßt von neuem an das Hauptgut abzutreiben.
 Die Glätt und Abstrich schäumt vom aufgesetzten Werk
 Und stößt das Bley an Rand, mit kundbarem Gemerk.
 Das abgeschiedne Gold in dessen Mitte wühlet,
 In dem das Blum-Gewölk in schönen Farben spielt.
 Sie gleichen, Iris , die und deines Glanzes Art,
 Wenn Horns Gegensein sich mit der Sonnen Art,

Eh man sichs recht versieht, ist Schaum und Tuft verschicket,
Und (schaut!) der Blick gelückt, der helle Goldblick blicket:
Wie wenn Hyperion durch trübe Wolken bricht,
Und augenblicklich sich alles machet licht.

Zu Erläuterung sei noch bemerkt, daß der Herzog Christian das Pochwerk das „trappend Pferd“ zu nennen pflegte, daß man „Sau“ die nicht rein ausgeschmolzenen Schlacken nannte und daß sich der letzte Teil der Schilderung auf die Arbeit auf dem Treibherd bezieht, wo das zur Trennung der Metalle erst zugesetzte Blei wieder abgetrieben wird.

Der Goldbergbau um Bunzlau und Löwenberg ist wahrscheinlich noch etwas älter als der Goldberger, doch sind darüber keine sicheren Nachrichten erhalten. Urkundlich erscheint in Löwenberg eine Bruderschaft zur silbernen Hacke, die 1232 gestiftet worden sein soll. Der Gedanke liegt nahe, daß diese Bruderschaft eine Verbindung der Löwenberger Goldgräber war.

XV

Vom Bergbau auf edle Metalle und Erze

Den ältesten schlesischen Goldsuchern schließen sich jene Walen an, von denen schon in dem Kapitel über die Edelstein die Rede sein mußte. Auf eine geheimnisvolle Art schweiften sie mit der Wünschelrute durch die Wildnis der Berge, hier in den Fels schlagend, dort aus dem Sand der Gebirgsbäche Körner des leidenschaftliche begehrten flammenden Metalls auswaschend. Es ist sogar sie Ansicht ausgesprochen worden, der Name des Riesengebirges leite sich her von dem tschechischen Wort ryze = Wäsche. Aus einem der Walenbüchlein, die den Walen im Verein mit den in den Stein gemeißelten seltsamen Walenzeichen den Weg zu den Fundstätten wiesen, seine zur Probe ein paar Sätze hier angeführt. Es heißt da: „Auf der Jserwiese am Riesengebirge liegen viel Körner ganz blau Edelgesteine, gut Erz, gediegen Gold und Silber und mancherley Ebentheuer, item der Buchberg, die Jser fließt hat daran weg. Eine halbe Meile darunter liegt ein Schloß wüste, und an einem Stein ist ein Mann ausgehauen, der weist mit zwey Fingern auf ein Kreuz an einem Stein und fließ Wasser zur rechten und linken. Sechs Gewend vom Mohnstein, darauf die Hand weiset, magst du suchen. Aus dem wüsten Schloß fließt ein Wasser, gehe dem nach, da wirst du viel gewachsen Gold finden.“

Walenzeichen müssen früher im Gebirge viel erhalten gewesen sein. So schreibt der Liegnitzer Arzt und Mineraloge Georg Anton Volkmann 1720, daß im Riesengebirge hin und wieder gefunden wird „allerhand Charakters und Figuren von Menschengesichtern, Händen, Schilden, Messern, Kratzen, Ringen und Kreutzen“. Und noch viel früher, im Jahre 1558 schreibt Simon Hüttel, der Chronist der Stadt Trautenau: „Da haben wir viel berggruben, kreize und Zeichen funden und die jarzal MD2 an einer Buchen zusampt einer großen hand, die gegen

morgen weist auf ein ander tanne zu, da ist ein zeichen, wie ein schnitzer ausgeschnitten, wie schlegel und bergeisen.“ Viele der solcherlei Zeichen aufweisenden Stein sind seitdem zerstört worden. Aber auch in unserer Zeit haben einzelne Forscher noch verwitterte Zeichen an Felsen im Gebirge feststellen können, und ein Walenzeichen vom gabelstein, eine gespreizte Hand auf einem dem Bau der Schreiberhauer Eisenbahn zum Opfer gefallenem Felsblock wird im Hirschberger Riesengebirgsmuseum aufbewahrt. Interessant ist, daß gerade dieser Gabelstein in der ältesten erhaltenen Walenhandschrift – sie stammt aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts – erwähnt ist. In deutscher Sprache abgefaßt, weist sie den Weg von Hirschberg über Petersdorf und die Schreiberhauer Glashütte, auch den Gabelstein erwähnend, in das Gebiet des oberen Zackens. Während diese Handschrift Eigentum der Breslauer Stadtbibliothek ist, kann man in mehreren andern Walenbüchlein im Hirschberger Museum Einblick erhalten.

Wiederholt sind Zweifel darüber ausgesprochen worden, ob die Verfasser der Walenbüchlein immer Italiener gewesen sind. Zweifellos haben italienische Bergleute unser Gebirge oft durchstreift. Dafür sprechen manche gewichtige Zeugnisse von Zeitgenossen. So schreibt Agricola 1556 in seinem Bergwerksbuch in dem Kapitel über Gewinnung des Goldes von den Italienern, die sich, um das Gold zu sammeln, nach den Gebirgen Deutschlands begeben, und ein halbes Jahrhundert später sagt der in unserm Gebirge recht heimische Hirschberger Schwenckfeld in seiner „Beschreibung des Hirschbergischen Warmen Bades“ von dem „Riesenberg“, er sei „weit und ferne beschrieben, auch von den Italis gerühmet, zum teil wegen der Metallen, so daselbst zu finden, andernteils von dem Riebenzahle“. Auch der Name „Wälscher Kamm“ ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß hier „Wälsche“ den Schätzen des Gebirges nachgegangen sind. Andererseits weiß Simon Hüttel aus dem Jahre 1511 zu berichten, daß Meißener Bergleute bei Tautenau „haben angefangen am Hoppenberg einzuschlagen, und das bergwerk ist die Goltgrube genennet worden“. Und auch aus dem Harz scheinen Bergleute im 16. Jahrhundert im Riesengebirge eingewandert zu sein; denn 1609 schreibt Matthias Burglechner, Rübzagel – der als Bergwerksgeist galt – habe sich aus dem Harz „in die Schlesi begeben, auf ain ringhaltiges Khupffer-Perckwerch, heißt das Risengepürg, so den Gözschen gehörig“. Daß im Riesengrund im 16. Jahrhundert ein Kupferwassersiedehaus stand ist bereits zu einem früheren Kapitel erwähnt worden. Es wäre also wohl denkbar, daß mit dem „Khupffer Perchwerck“ ein altes Bergwerk im Riesengrund gemeint sein kann. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß die ins Riesengebirge eingewanderten deutschen Bergleute von ihren Bergwerkstätten in den Tälern auch hinaufstiegen in die geheimnisvolle lockende Wildnis des Hochgebirges, zumal ihnen die reichen Funde wälscher Goldsucher sicher zu Ohren gekommen sein werden, und manches der alten, heute sicher nur in der Abschrift späterer Goldsucher vorliegenden Walenbüchlein stammt also vielleicht gar nicht von den Wälschen, sondern von deutschen Bergleuten. Da eine jedenfalls steht fest, daß damals ein wahres Goldfieber durch unsere Gebirge flackerte, und an den verschiedensten Stellen ward

dem suchen Erfolg beschieden; denn der durchaus glaubhafte Caspar Schwenkfeld berichtet, daß zu seiner Zeit im Aupagrund, im Mummelgrund, auf der Jser, beim Weißen Wasser, über den Großen Teich und in den kleinen Bächen um Hirschberg Gold gewaschen wird.

Dieses Goldwaschen geschah in einer flachen, hölzernen Waschmulde, wie man bei neuen Versuchen um Goldberg um 1840 noch eine gefunden hat. Joh. Tobis Volckmar beschreibt 1777 in seinen „Reisen nach dem Riesengebirge“ das Verfahren, wie es zu seiner Zeit üblich gewesen ist. Er sagt: „man braucht hier nicht mehr als ein Bergmännisches Waschmüldchen, in welches man etwas Quecksilber und en Sand lauffen lässet, welche sich an den Goldsand hängt, daß er dadurch vermöge noch größere Schwere zu Boden liegen bleibt, man drückt darauf den Goldsand in einem Tuche zusammen, so läuft das Quecksilber hindurch und der reine Goldsand braucht nur noch geschmolzen zu werden.“

Auch eine ganze Reihe von Namen deutet im Riesengebirge auf die ehemalige Goldgewinnung hin. Man denke nur an Steinseiffen und Querseiffen und bei Schreiberhau an das Goldloch, die Goldgruben, das rote Floß, den Seiffenplan, das Seiffenfloß. Wenn berichtet wird, daß schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts am Fuße des Koppenkegels und anderswo primitive Bauden gestanden haben, So mögen das wohl Unterschlupfhütten der Goldsucher gewesen sein, die sie sich in der Nähe ihrer Fundorte in der großen Einsamkeit des Hochgebirges aus dem Holz der Wälder bauten und die später, als die Ausbeute nicht mehr lohnte, wieder verfielen.

Natürlich gab es unter den Goldsuchern auch manchen Betrüger. Besonders eine gelbe Bergart, sicher Schwefelkies, soll zu Bertrügereinen Anlaß gegeben haben. Auch die roten Granaten, an denen das Gebirge sehr reich ist, wurden fälschlicherweise für goldhaltig angesehen,. Der Grund mag folgender gewesen sein: Die Venetianer verstanden es, in ihren Glashütten durch Zusatz von Goldsalzen ein Glas von einer wunderbar roten Farben zu erzielen, die der roter Granaten gleichkam. Für das damalige naturwissenschaftliche Empfinden lag es also nahe, auch in den natürlichen Granaten Gold zu vermuten. Sicher ist dies vor allem der Grund dafür gewesen, daß man im Gebirge an mehreren Orten Bergwerke auf Granaten anlegte, von denen im Kapitel über die Edelstein eins – nämlich das im Eulengrund – erwähnt wurde. Noch im 18. Jahrhundert scheint der Glaube an den Goldgehalt der Granaten verbreite gewesen zu sein; schiebt doch z.B. Joh. Tob. Volckmar 1777 in seinen „Reisen nach dem Riesengebürge“, nachdem er von dem Granatenloch im Eulengrund berichtet: „Daß er Künstler gibt, die daraus Gold zu schmelzen wissen, wei0ich gewiß0.

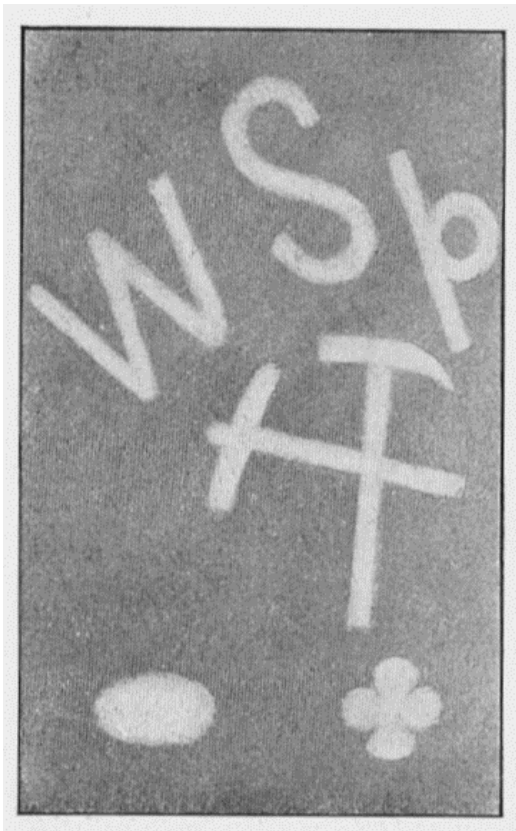
Natürlich rankte sich die sage üppig um das Leben der Goldsucher. Von den Walen wird z.B. behauptet, sie hätten „Teufelchen an die Fundstätten gesetzt, die die Leute verscheuchen sollten, Nach Cogho, dem verdienten Walenforscher, hat ein zeitgenössischer Schriftsteller dazu bemerkt, er hielte dafür, „daß diese bösen Geister die Auswitterung arsenikalischer Gänge sein möchten“. Walensagen finden z.B. in den „Schlesischen Sagen“ Will-Erich Peuckerts, der vielfach ihren Spuren im Gebirge nachgegangen ist.

Übrigens hat im Riesengebirge auf böhmischer Seite mehrere Jahrhunderte ein regelrechter Bergbau auf Gold bestanden, Schon 1383 ist eine Ansiedlung von Bergleuten am Fuße des Schwarzenberges bei dem heutigen Schwarzenthal östlich von Hohenelbe urkundlich verbürgt. Damals wurden allerdings Eisenerze von hier nach den Hammerwerken in Arnau und Lauterwasser geholt. Daß im 16. Jahrhundert 1563, die man bei einem im Anfang unseres Jahrhunderts unternommenen Erkundigungsgang in einen alten Stollen in das Quarzgestein eingehauen fand, andererseits die Tatsache, daß nach den Büchern eine Grube von 1585 bis 1626 teils wöchentlich, teils monatlich Goldablieferungen an die Münzstätten zu Prag und Kuttenberg sandte. Der Dreißigjährige Krieg ließ den Schwarzenthaler Bergbau zum Erliegen kommen, und späteren Versuchen, wieder zu reicherer Förderung zu kommen, war nur vorübergehender Erfolg beschieden.

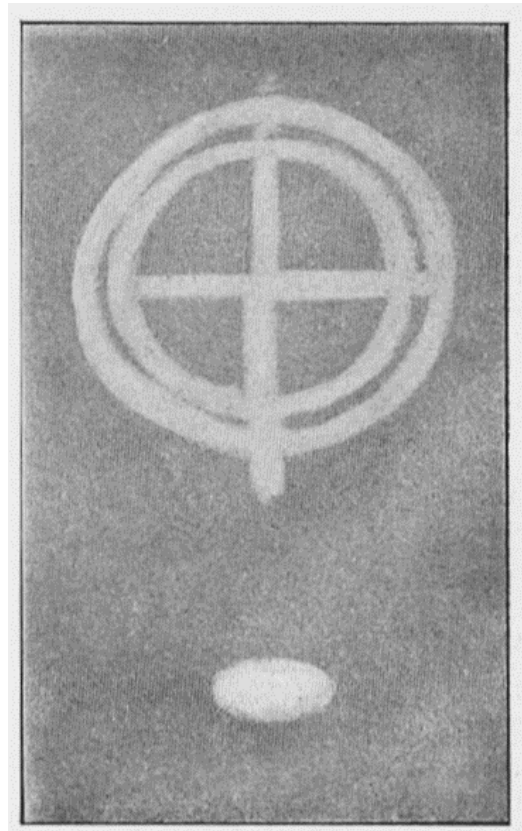
Welche Rolle in früheren Jahrhunderten die Goldgewinnung in unsern heimischen Gebirgen spielt, bezeugt auch die erste poetische Schilderung des Riesengebirges. Im Jahre 1649 singt der Breslauer Magister Johannes Fechner in einem Gedicht „Das Riesengebirge“ auf eine seine klassische Bildung glänzen lassende Weise die Schätze des Gebirges also:

„Und dürten wir der Klippen Innres spähen,
Oh, welche Schätz würden dann uns sichtbar,
Welch reiches Gut! Da birgt sich das Metall
In Berges Höhle. Eisen zeugt in Menge
Dort Schmiedeberg in Glut und Essenrauch
Vulkan schloß Ätna ausgebrannte Schmiede
Und kam, am Ambos der Sudeten anzulernen,
Die Werkleute, Zyklopen aus den Bergen,
Ich schwelg vom leichten Zinn, vom plumpen Blei,
Da Schätze höhrer Art Natur verbirgt
In dunklen Grüften: Gold liegt das versteckt.
In tiefen Spalten; das verraten uns
Die Flüsse, die in ihrem weißen Sand
Des Goldes Schimmerkörnchen mit sich führen
Des ist die Jser Zeugin; arm an Wasser,
Doch nicht an Gold, mag sie mit dem Hydaspes streiten
Und Tajos Ruhm, den alten, überstrahlen:
Sie gilt mit Recht als Schlesiens Pactolus.

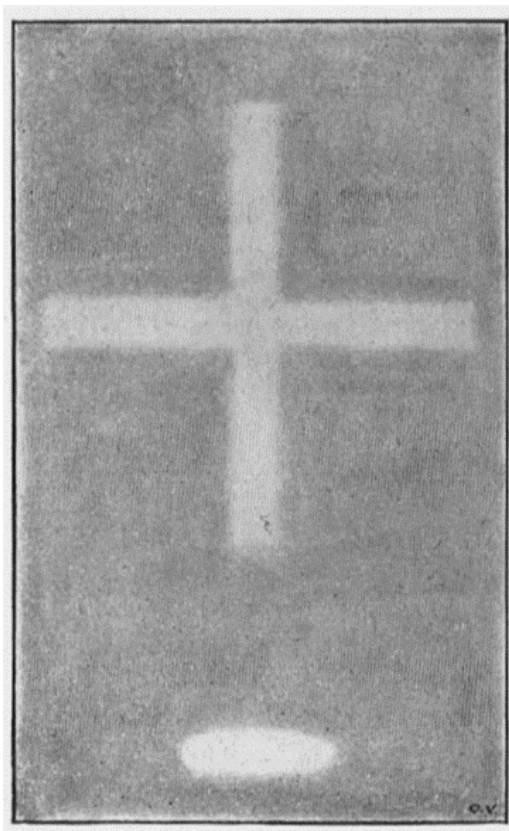
Walen-Zeichen



Zeichen an einem der Tafelsteine (Forstkamm)



Zeichen am „Jungfernstübchen“ bei Löwenberg



Zeichen am „Goldloch“ zwischen Saalberger Forsthaus und Kynast



Gabelstein bei Schreiberhau



42. Der Gabelstein bei Schreiberhau.



Der Trog A. Sein offenes Ende B. Sein geschlossenes Ende C. Der Bach D.
Die Kiste E. Das Brettchen F. Die lederne Tasche G.

XVI

Vom Bergbau auf edle Metalle und Erze

Nächst dem Golde, galt die Suche des Bergmanns vor allem dem Silber. Manches der Bergwerke, in denen man später Kupfer, Blei, oder Zinn gewann, ist zuerst sich nur des Silbergehaltes der Erze dieser unedlen Metalle wegen angelegt worden.

Da ist zunächst der Bergbau bei Kolbnitz unweit Jauer. Bis zur Mongolenschlacht schon soll hier Gold, Silber und Kupfer gewonnen worden sein. Dann wurde am Anfang des 16. Jahrhunderts durch den Herzog Friedrich II., von Liegnitz, der vom König von Böhmen eine Bergbaufreiheit erhalten hatte, der Bergbau auf Silber und Kupfer wieder aufgenommen. Außer dem Herzog begannen mit seiner Genehmigung verschiedene Gewerkschaften, denen u. a, der Bischof von Breslau und der von Neisse angehörten, zu bauen. Nach anfänglich geringer Ausbeute war dem Bergbau um das Jahr 1545 ein solcher Aufschwung beschieden, daß die Menge der jetzt herzu wandernden Bergleute im Dorfe Kolbnitz nicht mehr Unterkunft fand und der Herzog deshalb den Grundherrn des Bergbaugesbietes, den Georg von Schweinischen, anregte, auf seinem Boden eine Bergstadt anzulegen. Da einer solchen besondere Rechte zukamen, mußte Georg von Schweinischen sich vom König von Böhmen die Genehmigung hierzu erwirken, die er auch erhielt. Bald aber zeigte es sich, daß an der Ausnutzung der Vergünstigungen, die St. Georgenberg, der neuen Bergstadt, zustanden. Es waren dies vor allem die Erlaubnis zum Ausschank von eigenem gebrauten Bier und zum Handel mit eingeführtem Salz. Beide Rechte ließen Schweinichen willkommene Geldquellen zufließen, schädigten aber die Stadt Jauer, in deren Weichbild das Bergwerksgebiet lag, und der deshalb zuvor die Rechte des Bierausschanks und des Salzhandels auch für dieses Gebiet zugekommen wären. In einer Eingabe an die Böhmische Kammer legte deshalb die Stadt Jauer Georg von Schweinichen zur Last, gar nicht mehr Bergbau zu betreiben und doch die Vorteile einer Bergstadt zu genießen. Schweinichen begegnete diesem Vorwurf einfach dadurch, daß er einen Stollen mit ein paar Bergleuten belegt. Es wurde also in seinem Gebiete noch Bergbau betrieben, die Privilegien der Bergstadt bestanden daher zu recht. Immerhin war dieser schlaun Täuschung kein langer Erfolg beschieden. Im Jahre 1561 wurde ihm auf Befehl des Kaisers Ferdinand das Bergbauprivileg entzogen. Spätere Versuche, den Bergbau um Kolbnitz wieder aufleben zu lassen, hatten nur mäßiges Glück.

Im Jahre 1534 hatte eine Gewerkschaft von 17 Unternehmern vom König von Böhmen das Privileg erbeten, im Riesengebirge im Riesengrund eine „schöne pergart, ein mechtiger Kyß mit glantz“, auf 20 Jahre abbauen und verwerten zu dürfen. Das Unternehmen aber scheint gescheitert zu sein; denn im „Hirschbergischen Warmen Bades kurte und einfältige Beschreibung“ berichtet Schwenckfeldt von einem mächtigen Gang Silbererz im Riesengrund, „aber in eim harten feste rauhen Kobalt, ann welchen viel mühe und großer Unkosten von fremden Herren

ist gewendet worden, haben es aber nicht könnten zu gutte bringen, dieweil der Kobalt im Feuer alles geraubet und verzehret hat“.

Georg Anton Volkmann bestätigt in „Silesia Subterranea“ (1720) das Vorkommen von Silber und Kobalt im Riesengrund und schreibt von Kobalt, er wäre „eine giftige rauberische Unart von Berg-Ertzen, welches das Silber im schmelzen raubet“.

Am Ziegenrücken dagegen ist längere Zeit Bergbau auf Silber mit Erfolg umgegangen, wie schon ein Eintragung in die Koppenbücher bezeugt. Israel Volkmann, der mit seinem Sohne Georg Anton Volkmann, dem schon mehrfach genannten Verfasser von „Silesia Subterranea“, oft botanisierend das Gebirge durchreist, zeichnet sich 1701 mit folgender Bemerkung ein: „Anno 1770 binn Ich abermal hieroben gewesen, und von dieser Herberge biß in Teuffelgrund zum Silberbergwerck nicht ohne große gefahr und müh gegangen und hinabgestiegen.“ Sein Sohn führt in „Silesia Subterranea“ außerdem noch die „berühmte Silberzeche St. Peter“ an., „zwischen dem Elb- und Teuffelsgrunde, hat reich weiß gülden und Glaß-Ertz auch zuweilen gediegen Silber, ingleichen ein Silber-Ertz mit Kupffer“. Von diesem alten Silberbergwerk bei St. Peter sind in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die letzten Spuren festgestellt worden. Schachtanlagen mit einer Radstube, Pumpen und die Pochsäulen des alten Pochwerks waren noch leidlich erhalten. Fahlerz, Kupferkies, Bleiglanz und Speißkobalt wurden als die Silber führende Erze erkannt. Auch ein Arsenikiesgang ist einst angefahren worden, worauf die Ruinen einer alten Arsenikhütte weiter oben am Hange deuteten., Hierauf bezieht sich wohl eine Notiz, die sich der „Reise in das Riesengebirge im Jahre 1796“ eines Prager Anonymus findet. Es heißt da: „Unfern dieses Ortes (St. Peter) gräbt man Arsenik, und man war eben beschäftigt, den Ofen zur völligen Bereitung dieses Giftes zu verfertigen. 1800 aber schon ist nach Hoser „das Arsenikbergwerk am Heuschober im St.-Peters-Grunde aus Mangel an Ergiebigkeit wieder aufgelassen worden.“ Sicher waren von Bedeutung gewesen; denn beim Rösten der Arsenikkiese lieferten die sich kondensierenden Dämpfe ja das Arsenikmehl, da beim Schmelzen das durchsichtige weiße Arsenikglas und unter Zusatz von reinem Schwefel das gelbe und rote Arsenikglas ergab.

Die ersten Nachrichten über den Silberbergbau um St. Peter stammen nach Czerwenys Schilderung „Das alte Silberbergwerk von St. Peter“ aus den Jahren 1516 bis 1521. Aus dieser Zeit und einige Bestimmungen erhalten über die Zuteilung von Freituxen, das sind freie Anteile an der Bergwerksförderung. Allgemein war es nach dem damals geltenden Bergwerksrecht üblich, daß der Grundherrn, weil er die Anlage auf seinem Grund und Boden gestattete, Freituxe erhielt. Im Falle des Silberbergwerks zu St. Peter wurden dem Herren von Gendorf als dem damaligen Besitzer von Hohenelbe und seinen Erben vier Freituxe zugesprochen, außerdem noch „Zur Unterhaltung des Gottesdienstes und der armen Leuth, so von den Berkwerkh schafthafft werden, ein Kukus und der Gemein daselbst aber ein Kukus“. Gruben- und Bauholz wurde vom Grundherrn unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Oft trieben die Gewerken, die durch Kauf der nicht freien Anteil-scheine das Zustandekommen des Bergwerksbetriebes ermöglicht hatten Handel

mit ihren Kuxen. So verkaufte 1592 ein Magdeburger Bürger einem Saganer Bürger 20 Kuxe der St.-Peters-Zeche und 12 Kuxe der benachbarten Zeche St. Paul um 250 Taler. Außer solchen Bürgern ferner Städte war bis 1618 auch die Stadt Hohenelbe stark am Silberbergwerk beteiligt. Dann wurden die Gruben einer neuen Gewerkschaft übertragen mit der neuen Maßgabe, daß jetzt 10 Kuxe für die Stadt, einer für den Pfarrer, einer für den Amtmann und 6 für den Grundherrschaft freigegeben werden sollten. Zum Bau erlegten die neuen Gewerke 300 Taler, „welche der Schichtmeister und der Steiger nützlich anwenden sollen.“ Von dem an die Prager Münze angelieferten Silber und Kupfer entfiel 1621 im Vierteljahr auf einen Kux die beträchtliche Summe von 19 Gulden. Im Dreißigjährigen Kriege erlisch der Bergbau wie an so vielen andern Orten auch hier. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts erholte er sich wieder. Allerdings suchte jetzt eine Feuersbrunst das Bergwerk heim, „welche nicht allein die aufgerichteten Zechenhäuser und Treibgöppel, sondern auch die Wasserkunst in Grund verbrannt“. Der halbe der Krone gebührende Silberzehnt wurde aus diesem Grunde damals auf die Dauer von zehn Jahren erlassen. Von den Einrichtungen des Werkes wird 1700 gesagt, sie bestünden aus „drei unterschiedlichen Fahr- und Förderschächten, dann einem Treibgöppel sammt dazu gehörigen 4 Rossen, item 3 kostbare Wasserkunst, ein Schlichtwerk, 2 Zechenhäusern und einer Bergschmitt“. Gemäß Schichtentzetteln arbeiteten 1710 im ganzen 50 bis 55 Mann, davon 30 bis 40 „mit Geleicht“ (mit Licht, also in der Grube selbst). Die größten Schwierigkeiten bereitete das Wasserziehen, das, außer durch die Tätigkeit der Wasserkünste, zuweilen noch mit Hilfe von Kuhhäuten geschah, die gelegentlich in den Bergwerksrechnungen erscheinen. Alle Bemühungen konnten aber nicht verhindern, daß die Wasser oft in die Gruben eindringen. Schlimm war es, daß nach jedem Ersaufen Monate, manchmal Jahre vergingen, ehe wieder gearbeitet werden konnte. Da dann auch die Schmelzhütte in Hohenelbe feiern mußte, so ist es zu verstehen, daß das Werk trotz guten Erze nicht den erhofften Gewinn erzielt. Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der Wasserandrang so groß, daß man mangels zureichender technischer Wehr den Erzabbau ganz aufgeben mußte. Die Schmelzhütte in Hohenelbe hatte übrigens zwei Schachtöfen zum Schmelzen, denen zwei Blasebälge den nötigen Wind gaben. Ursprünglich hatte man in ihr Kiese aus dem Aupatal als Zuschlag zum Schmelzprozeß verwertet, kam aber bald davon ab, da man die großen Silberverluste beim Schmelzen dem Arsengehalt dieser Kiese zuschrieb. Über das scheiden der Erze wurde vielfach geklagt. Da man den Saigerungsprozeß, das trennen der Metalle durch vorsichtiges Ausschmelzen des leichter schmelzbaren Bestandteils der Legierung auf dem geneigten Saigerherd, scheinbar nicht beherrschte, verkaufte man schließlich statt des reinen Silbers lieber das silberhaltige Garkupfer.

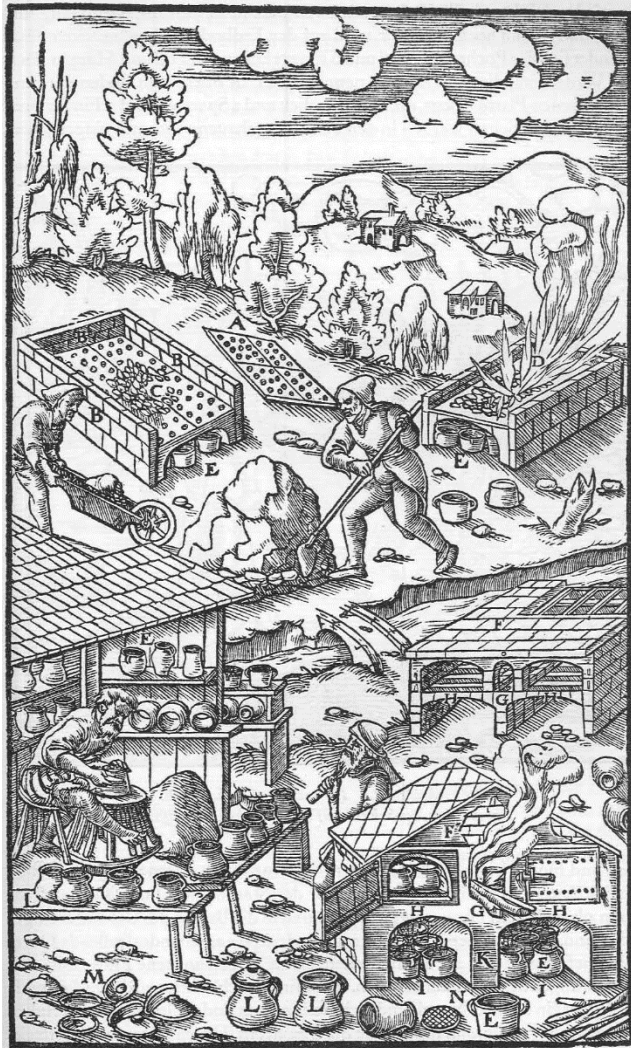
XVII

Vom Bergbau auf edle Metalle und Erze

Von unedlen Metallen waren es außer Eisen und Kobalt, von denen schon in früheren Kapiteln die Rede war, noch vor allen Zinn, Kupfer und Blei, die in ihren Erzen in unserer Heimat abgebaut wurden.

Der Hauptort des Zinnvorkommens war Giehren, am, Fuße des Isergebirge. Wahrscheinlich habe schon die Walen von hier Zinnerze nach den Glasfabriken Venedigs geschafft. Schwenckfeldt schreibt: „Auffn Gieren am Queiße hat es Zihn Bergwerck, ist viel schöner Zihn dar geschmelzet worden.“ 1517 sollen zwei Bergleute aus Joachimstal in Böhmen beim Graben eines Brunnens in einer alten Bergwerksanlage ein reiches Zinnlager entdeckt haben. Wann der Abbau begonnen hat, ist ungewiß⁰. Die erste sichere Nachricht über den Bergbau zu Giehren stammt aus dem Jahre 1572, in dem der Bergmeister Hans Bronnen zu Schweidnitz von der kaiserlich-schlesischen Kammer zu Breslau den Befehl erhält, die Giehrener Gruben zu befahren, die Erze zu probieren und die Gegend gründlich zu untersuchen. Der Bergbau soll damals schon recht bedeutend gewesen sein. Bergleute aus Schneeberg in Sachsen sollen ihn betrieben haben. Unter den Teilhabern am Bergwerk befanden sich auch Görlitzer, die von ihrem Gewinn große Summen zum Ausbau der Peterskirche schenkten. Aus dem damals erschmolzenen Zinn sind auch die beiden alten Altarleuchter der Kirche zu Giehren hergestellt worden. 1576 begann Graf Hans von Schaffgotsch in Giehren Bergbau auf Zinn zu treiben. Da das Bergwerk auf seinem Grunde errichtet wurde und im Anfang große Unkosten verursachte, so wurde seiner bitte um Zehntbefreiung stattgegeben, und zwar sollte sie gelten für seine Lebenszeit und für seine Erben noch 5 Jahre lang nach seinem Tode. Schaffgotsch rief noch mehr Bergleute herbei. Die Belegschaft der Giehrener Gruben war damals im Jahre 1578 gegen 400 Bergknappen und Arbeiter im Zuge gegangen sein sollen. Des Zuzugs der Bergleute wegen mußte sogar die Kirche erweitert werden. In ihr hatten die Bergleute eine eigene Empore, das Bergmannschor, und über der Sakristei eine Stube, die dem Obersteiger zustand. Diese Teile sind, da sie vermorscht waren, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entfernt worden, aber an der Chorbrüstung erinnert noch heute ein bergmännisches Wappen an den alten blühenden Bergbau. Bis ins vorige Jahrhundert hat sich übrigens eine kirchliche Sitte erhalten, die auch im Zusammenhang mit dem alten Bergbau stand. Von Ende Oktober bis Mittwoch nach Ostern war der Nachtwächter verpflichtet, morgens um 4 Uhr und abends um 9 Uhr die Betglocke zu läuten, was früher ein Zeichen für die Bergleute war. Übrigens war es auch in dem nahen Friedeberg noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts üblich, abends 9 Uhr „einen Puls“ zu läuten, weil zu dieser Zeit die Bergleute einfuhren und vorher im Zechenhaus vor dem Bilde der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute, zu beten pflegten. In der ältesten Zeit des Giehrener Bergbaus, also im 16. Jahrhundert, war aber die Nachtschicht nur im Notfall üblich. Steinbeck schreibt in seiner Geschichte des schlesischen Bergbaus von dieser Zeit, die Bergleute hätten sich dann durch Gesang muntergehalten. Die

Glockenzeichen am Anfang und Ende der Schicht seine den Entfernteren durch Klopfen mit dem Fäustel am Gestein mitgeteilt worden. Außerdem bemerkt er, es seinem falls auch in der Nacht gearbeitet wurde, drei siebenstündige Schichten gefahren worden, zwischen denen immer eine Stunde zum Ein- und Ausfahren lag. Nimmt man an, diese Regelung hätte auch für Giehren gegolten, was ja wahrscheinlich ist, so kommt man mit Rücksicht auf das Bergwerksgeläut zu der Über-



Eiserne, gelochte Bleche A. Die Mauern B. Die mit Erz bedeckten Bleche C. Auf dem Erz brennende Kohlen D. Töpfe E. Der Ofen F. Die mittlere Kammer des oberen Teiles G. Seine beiden anderen Kammern H. Die seitlichen Kammern des unteren Teiles I. Die Mauer in der Mitte K. Die Töpfe, die mit Erz gefüllt werden L. Ihre Deckel M. Die Roste N.

zeugung, die Bergleute seinen abends um 9 Uhr nach einem Gebet eingefahren und morgens um 4 Uhr wieder zu Tage gefahren. Am 4. Dezember fand alljährlich ein Gemeindefest der Bergleute statt., da dieser Tag der Gedächtnistag der heiligen Barbara war.

Zur Blütezeit des Bergbaus in Giehren war der Ort Greiffenthal gegründet und den Bergleuten zum Wohnsitz gegeben worden. Er war, wie alle freien Bergstädte, mit besonderen Rechten und Freiheiten ausgestattet. Alle in der „Bergfreiheit“ wohnenden und im Bergwerk beschäftigten Bergleute waren von Diensten und Steuern jeder Art befreit. Außerdem wurde für die Bergwerksfrauen dadurch gesorgt, daß sie nach dem Tode ihrer Männer eine Pension vom Bergamt bezogen.

Neben den Gruben des Grundherrn Schaffgotsch bestanden offenbar noch Gruben selbständiger Bergleute; denn es wird von „Verlegern“ berichtet, den „armen Gesellen“ die

Betriebsgelder vorschossen und dafür den Zentner Zinn, der auf 15 bis 17 Taler stand, nur mit 10 bis 12 Taler bezahlten. Ein Gürtler aus Schweidnitz soll auf diese Weise als Verleger „etliche Tausend Thaler“ erworben haben.

Während die Erze in der ersten Zeit des Giehrer Zinnbergbaus in Kupferberg, wo schon viel länger Bergbau umging, ausgeschmolzen worden waren, geschah es zu Hans Schaffgotschs Zeit in einer Schmelzhütte, die der Graf erbaut hatte. Die nicht zu seinen Diensten, sondern selbständig bauenden Bergleute durften die von ihnen geförderten Erze der Schmelzhütte drei- bis viermal im Jahre übergeben; aber für das aus ihnen erschmolzene Zinn hatten sie einen Hüttenzins zu entrichten. Um das Jahr 1590 wurde, wie aus einer Korrespondenz des Grafen

mit der Kaiserlichen Kammer zu Breslau hervorgeht, dieser Zins durch das „Hüttengekrätz“ abgegolten, worunter man den Abfall zu verstehe hat, in dem umso mehr Zinn verblieb, je unreiner geschmolzen wurde. Scheinbar wurde im Interesse der Grundherrschaft recht unrein geschmolzen; denn obwohl der Bau der Schmelzhütte kaum 100 Taler gekostet hatte, betrug der Wert des aus dem Hüttengekrätz im Laufe eines einzigen Jahres gewonnenen Zinns schon mehr als diese Summe.

Nach 1590 trat allmählich ein Verfall des Giehrener Berghaus ein; die Bergleute zogen teilweise fort, und den zurückgebliebenen legte die Grundherrschaft allerlei Hindernisse in den Weg., da die Bergmannsrechte oft die Gerechtsame des Grundherrn verletzten. Sie verbot das Schürfen, hinderte den Gebrauch der Wasser zu den Pochwerken und verweigerte das Holz zur Zimmerung. Auch die Erbuntertanen der Grundherrschaft, neidisch auf die besonderen Freiheiten der Bergleute, erschwerten ihnen die Arbeit, wo sie nur konnten. Trotzdem scheint auch im 17. Jahrhundert immer wieder gebaut worden zu sein. In dieser Zeit gewonnenes Zinn soll zu einigen heiligen Geräten der Görlitzer Peterskirche verarbeitet worden sein. Kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde sogar eine neue Grube angefahren, der „Reiche Trost“; aber 1680 mußte sie stillgelegt werden, da selbst eine riesige Kunstmaschine die Grundwasser nicht mehr bewältigen konnte. Im Dreißigjährigen Kriege selbst wird natürlich der Bergbau auch hier bei der allgemeinen Unsicherheit daniedergerlegen haben; wird doch z.B. in der Friedeberger Chronik vermeldet, die Friedeberger hätten beim Herannahen der Schweden alle ihre Schätze in den Giehrener Stollen verborgen, und die Schweden hätten sie dort durch einen Verrat der Rabishauer erbeuten können. Am Ende des 17. Jahrhunderts scheint der Giehrener Bergbau ganz geruht zu haben. Dann wurde er durch einen Grafen Schaffgotsch wieder aufgenommen. 1737 bis 1749 war der Warmbrunner Goldschmied Gottfried Hampel Schichtmeister in Giehren. Um die Zerkleinerung der Erze im Pochwerk zu erleichtern, führte er das Rösten der Erze vor dem Verpochen ein, und zwar geschah es zunächst in freien Haufen, doch schlug Hampel vor, der Holzersparnis wegen Röstöfen, wie sie bereits in Altenberg üblich waren zu bauen.

Die Breslauer Zinngießer waren zumeist die Abnehmer des Zinns, doch wird das Zinn noch eine andere weitgehende Verwendung im damaligen Gewerbe der Heimat gefunden haben; denn Volkmann schreibt 1720 in „Silesia Subterranea“, aus Zinn bereite man „durch die Calcination“ auch den Zinnkalk, „dessen sich die Töpfer und Glasschleifer zum Polieren bedienen.

Übrigens wurden auch in bescheidenem Maße Kupfer- und Silbererze gebrochen. Während nach der damals für die böhmischen Länder noch geltenden Bergwerksordnung der Kaiser Rudolf vom Jahre 1557 Zinn, Kupfer und Blei (wie auch Alaun und Vitriol) gegen Zehntzahlung für Handel und Ausfuhr freigeben waren – Blei und Kupfer evtl. erst nach dem Saigern, das heißt nach dem Abscheiden des Silbergehaltes aus den Erzen – , mußte das Silber wie auch das Gold der kaiserlichen Münze gegen Erstattung ihres Edelmetallwertes zur Verfügung gestellt werden.

Als Schlesien an Preußen gefallen war, suchte Friedrich der große wie manchen andern auch den Giehrener Bergbau zu fördern, allerdings nur bis gegen das Ende seiner Regierungszeit. Dann meinte er nämlich, das Holz der ohnehin schon stark gelichteten Wälder käme im Interesse des schlesischen Leinenhandels besser den Bleichen zugute. Die Wasser setzten außerdem den Gruben immer mehr zu. So kam es 1791 zum vollständigen Erliegen der Gruben, wobei noch zum tragischen Abschluß beim letzten Ausfahren ein Hauer von herabbrechendem Gestein erschlagen wurde. Ein seltsames Schicksal wollte es, daß der Verunglückte ein Nachkomme jenes ersten Entdeckers der Giehrener Zinnerzlager war.

Sicher werden die schlesischen Zinngießer, die nach der Trennung von den Rotgießern selbständige im 15. Und 16. Jahrhundert besonders blühende Innungen gebildet hatten, vielfach Abnehmer des heimischen Zinns gewesen sein, besonders als Kaiser Ferdinand I. für Förderung des heimischen Bergbaus 1550 die Einfuhr von fremden Zinn in die Länder der Krone Böhmens verbot. Der Zinnguß verlor erst mit dem Aufblühen der Industrie des Glases und der Fayence an Bedeutung. Im 18. Jahrhundert hatten in Liegnitz noch 18 Zinngießer Meisterrecht. Für die Görlitzer Meister hat sich eine im Zittauer Heimatmuseum befindliche Zinnmarkentafel erhalten, die alle Marken enthält, mit denen die einzelnen Meister ihre zinnernen Schöpfungen kennzeichneten.

Der wichtigste Ort für die Kupfergewinnung in unserem heimischen Bezirk ist das Bergstädtchen Kupferberg, dessen Wappen im Schild, von Laubwerk umgeben, die Zeichen des Bergbaus trägt: Schlegel und Eisen, dazwischen drei Sterne und darüber die Inschrift „Kupferberg“. Eine allgemeine Umbiegung der Erdschichten bei diesem hoch über dem Bober gelegenen Städtchen ist die Ursache dafür, daß das Gebirge hier reichlich von Klüften und Sprüngen durchsetzt ist, die im Laufe der Erdentwicklung von Erzen ausgefüllt wurden. Quarz und Schwerspat vor allem bilden die Gangart, Kupferkies und auch andere schweflige Erze geben darin den Metallgehalt.

Der Kupferberger Bergbau reicht bis in die Anfangszeiten der deutschen Kolonisation in Schlesien zurück. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts wird der Grundherr des Gebietes um Kupferberg genannt. Im Jahre 1311 ist nämlich in einer Schenkungsurkunde als Zeuge aufgeführt ein Albert der Baier „de cuprifodina in montanis“. In der ältesten Zeit betrieb der Gutsherr den Bergbau nicht selbst, sondern verlieh das Recht dazu an seine Bauern. 1519 wurden, als Hans Dippold von Burghaus, der frühere Verwalter der herzoglich Münsterbergischen Bergwerke, Kupferberg gekauft hatte, dem Ort vom böhmischen König alle Rechte einer Bergstadt verliehen. Dippold verkaufte Kupferberg wieder an Jobst Ludwig Dietz, einem königliche polnischen Sekretär, und dessen Nachfolger waren jene aus den Kupfererzen vor allem Vitriol bereitenden Gebrüder Hellmann aus Hirschberg von deren „Vitriolkrieg“ mit dem Kaiser Ferdinand I. schon in einem früheren Kapitel die Rede war., Auch daß etwa zwei Jahrhunderte später die Kupferberger Kupferkiese wieder zur Vitriolgewinnung benutzt wurden, diesmal von dem Kaufmann Preller in seinem Schreiberhauer Vitriolwerk wurde bereits erwähnt.

Während 1567 nicht weniger als 160 Gänge und Gruben um Kupferberg in Betrieb gewesen sein sollen, wird aus dem Jahre 1733 nur von einer Gewerkschaft berichtet, die auf vier Gruben Bergbau auf Kupfer trieb. Als 1745 die Österreicher im Zweiten Schlesischen Kriege durch Kupferberg zogen, nahmen sie den der böhmischen Krone bis dahin gebührenden Tiefstand des Kupferbergbaus, daß dies nicht mehr als 10 Zentner gewesen sein sollen.

Von den technischen Einrichtungen des Kupferwerks hören wir, es seien damals vorhanden gewesen; ein Pferdegöppel, ein Pochwerk mit 6 Stempeln zum Naß- und 3 Stempel zum Trockenpochen, ein Waschhaus zum Waschen der Erze mit 4 Waschbänken, eine Schmelzhütte mit 2 Krummöfen, denen der Wind durch 2 an einer Welle angebrachte Bälge zugeführt wurde, ein Gar- und ein Saigerherd. Das fertige Kupfer wurde an die Kupferhämmer verkauft, deren es damals in unserem Gebiet in Hirschberg, Landeshut und Sagan (dort schon seit 1601) gab, während der Görlitzer, der schon 1531 gebaut worden sein soll und 1555 urkundlich erwähnt wird, gerade um 1740 eingegangen ist. Von dem Saganer wird 1786 berichtet, der Hammermeister verschmiedete in der Woche 5 Zentner Kupfer zu Platten und Schalen.

Kurz nach Beendigung des Zweiten Schlesischen Krieges entstand bei Rudelsdorf in unmittelbarer Nachbarschaft von Kupferberg ein neuer Bergbau auf Kupfer. Wahrscheinlich ist der Name des Orts von dem Rudelkasten herzuleiten, durch den man die Erze vom tauben Gestein mittels Wasser trennte. Es war also Rudelsdorf der Ort, wo man rudelte, die Erze wusch. Hans Friedrich Freiherr von Schweinitz, der Grundherr von Rudelsdorf, der in den beiden ersten Schlesischen Kriegen schweren Schaden erlitten hatte, erhoffte sich vom Bergbau neuen Reichtum. Vor allem unter Adligen und Pastoren brachte er Gewerkschaften zusammen, und 1747 ließ er in Rudelsdorf einen Kupferhammer bauen und auf seinem Grund und Boden 4 Gruben anfahren, die die Namen führten „Adler“, „Fröhlicher Anblick“, „Elisabeth Christine“ und „Gute Nachbarschaft“. Für sich selbst erlangte er 10jährige Zehntfreiheit, für seine 40 Bergleute, die er in einer eignen Kolonie Adlersruh ansiedelte, Befreiung von öffentlichen Lasten, und für Rudelsdorf das Recht, Wochenmarkt und 3 Jahrmärkte abhalten zu dürfen. 1754 ward das Dorf Rudelsdorf zur freien Bergstadt Rudelstadt erhoben. Wie sehr Schweinitz am Bergbau hing, zeigt die Tatsache, daß er sich und seine Söhne im Bergmannstracht zu kleiden liebte. Leider soll sein Haushaltskunst keine gute gewesen sein, so daß die wirtschaftliche Lage des Bergbaus zu seiner Zeit ziemlich ungünstig war. 1765 waren im Rudelstädter Bergbau beschäftigt; 4 Schichtmeister, 4 Steiger, 16½ Häuer, 5 Lehrhäuer, 5 Haspelzieher, 1 Karrenläufer, 1 Anschläger, 1 Ober- und 1 Unterschmelzer, 2 Vorläufer, 1 Pochsteiger und 4 Wäscher. Gerade in diesem Rudelstädter Bergbaurevier wurde später eine Reihe der von Heinitz und Graf Reden, dem Leiter des schlesischen Oberbergamtes, für Schlesien angeordnete Verbesserungen durchgeführt, so das Durchwerfen der Erze durch Rätter, die Scheidung durch sechserlei Setzsieben, der Gebrauch des Stoßherdes, das Kalzinieren der Schlieche, das zweimalige Rösten, die Ersetzung der Krummöfen durch Hochöfen, das Schmelzen mit Koks und die Benutzung

von Flußspat, Kalk, Eisenschlacke oder Basalt als Zuschlag. 1786 kann Heinitz nach seiner im Auftrage des großen Königs unternommenen dritten Revisionsreise durch Schlesien melden: „Das Kupferwerk zu Rudelstadt liefert jetzt schon so viel Erze, daß 500 Zentner vorzüglich gutes Kupfer geschmolzen werden“. Er fügt hinzu: „beim Schmelzen werden nach englischer Art abgeschwefelte Steinkohlen gebraucht.“ Diese letzte Bemerkung ist von großer Wichtigkeit, zeigt sie doch, daß man, wie beim Kalk. Und Ziegelbrennen, schon durch Einführung des Steinkohlenbrandes nun auch um Hüttenwesen an die Aufgabe ging, den bereits recht gelichteten Holzbestand der schlesischen Wälder zu schonen. Die verwertete Kohle stammte aus dem Waldenburger Revier, wo damals mehrere Stollen so wassereich waren, daß man das Fördergut mit Kähnen herausschaffte. Die Abwechselung geschah in der ersten Zeit in Kohlenmeilern, die mit Ästen, Nadeln und anderem während des Brandes zugedeckt wurden. Erst später entschwefelte man die Kohle in Öfen.

1798 kam der Geologe Christian Gottfried Aßmann auf seiner „Reise im Riesengebirge“ auch nach Kupferberg und Rudelstadt. Den Rudelstädter Bau nennt er trächtlicher als den Kupferberger. Unter den geförderten Erzen nennt er neben wenig Arsenikerz und viel Kupferkies aus silberhaltiges Fahlerz. Auch gewachsenes Silber soll im Schwerspat gefunden worden sein. Die Förderung der Erze wie auch das Herausschaffen der Wasser aus der Tiefe von 60 Lachtern bis zu einem am Bober mündenden Stollen geschah bei der Grube Friderike durch einen Roßgöpel, der durch 2 Pferde betrieben wurde. Die geförderten Erze kamen zunächst in eins der beiden Pochwerke, deren jedes drei an der Pochwelle sitzende, das Erz zerkleinernde Pochstempel besaß. Es wurde naß gepocht, und das Gepochte floß durch einen Graben nach der Wäsche, wo eine ganze Reihe von Einrichtungen fast alle Möglichkeiten der Erzwäsche erschöpften, Da waren nämlich drei liegende Waschherde, bei denen die Trennung der verschiedenen Erze durch ihren verschiedenen Widerstand gegenüber der Spülwirkung des Wassers vor sich geht Stoßherde ferner, bei denen durch Prellstöße ein Fortbewegen der Schweren Erzteilchen und damit eine Trennung von den leichteren bewirkt wird, und endlich bediente man sich auch noch der Setzwäsche, bei der die Erzsor ten auf Grund ihrer durch das verschiedene Artgewicht bedingten ungleichen Fallgeschwindigkeit im Wasser getrennt werden. Um den Schwefelgehalt zu mindern, wurden die auf solche Weise getrennten Erzsor ten geröstet. Es geschah dies auf Röstherden, die sich im freien befanden, nur durch eine leichte hölzerne Bedachung geschützt. Wahrscheinlich geschah bei solch primitiven Bau das Rösten noch auf eine ähnliche Art, wie es Agricola für seine Zeit schildert, dadurch nämlich, daß das Erz mit der Holzkohle auf ein eisernes Gitter, eben den Herd, geschüttet wurde und der Schwefeldampf in daruntergesetzte Töpfe fiel, wo er zu Schwefel wurde. Öfen waren bei der Grube drei vorhanden. In dem ersten wurde der Rohstein erschmolzen, dessen Kupfergehalt nur etwa 30 Prozent betrug; im zweiten wurde dieser in das 90prozentige Schwarzkupfer gewandelt und im dritten, auf dem Garherde, durch Entfernung der letzten Verunreinigungen das Garkupfer bereitet. In den

beiden ersten Öfen verwertete man abgeschwefelte Steinkohle, nur bei Garmachen noch Holzkohle.

XVIII

Vom Bergbau auf edle Metalle und Erze

Manches ist heute noch um Kupferberg erhalten, das an den uralten Bergbau erinnert. Streift man auf den Höhen umher, vor sich über bewaldeten Kuppen den blauen Kamm des Gebirges, so stößt man immer wieder auf verwitterte Halden ältester und jüngerer Zeit. Auch ein altes Stollenmundloch kann man im Waldesdickicht entdecken, und links von der Landeshuter Landstraße ragt noch auf der Höhe weithin sichtbar der hohe, schmale steinerne Turm der alten Radstube, die das durch einen vom Ochsenkopf herangeführten Wasserkunstgraben, betriebene mächtige Kunstradbarg. Auch der Name des Schlackentals bei Jannowitz ist ein Hinweis auf den alten Kupferberger Bergbau. Das von Waltersdorf kommende Wasser wird hier die Anlage der Pochwerke, der Erzwäsche und der Schmelzhütten ermöglicht haben. Volkelt sagt in seinen „gesammelten Nachrichten von Schlesiens Bergwerken“, es sollen in dem Thale, welches von den Schlacken den Namen Schlackengrund erhalten hat, mehr als 70 Schmelzhütten gewesen seyn“. Aber schon zu Schwenckfeldts Zeiten, also um 1600, ist es nach dem Bericht dieses berühmten Hirschberger Arztes, nur noch eine einzige. Nicht nur unmittelbar um Kupferberg, sondern auch auf den jenseits des Bobertals wieder ansteigenden Höhen muß in alter Zeit reger Bergbau umgegangen sein. Welcherart hier die Erze vor allem gewesen sind, deutet der Name des Bleibergkammes an. Falsch ist es, aus der Zahl der durch Funde oder Urkunden belegten Stollen irgendwie auch die Mächtigkeit der Erzlager schließen zu wollen. Bei dem hohen Wert der Metalle im Mittelalter, den niedrigen Arbeitslöhnen und den geringen Holzpreisen war auch der Abbau von Erzlagern ganz unbedeutender Mächtigkeit durchaus lohnend. Vielfach waren im Mittelalter sogar dort, wo die Erze nur in kleinen Nestern auftraten, Zechen im Gange. Das waren dann fast immer Eigenlöhnerzechen, d. h. Zechen, die von einem Bergmann oder von nur wenigen Bergleuten betrieben wurden. Sie bauten auf eigene Hand und verkauften die geförderten Erze zur weiteren Verarbeitung an die Gewerkschaften einer größeren Zeche. So wird z.B. in alten Urkunden eine Frohe-Gesellschaft-Zeche genannt, die unweit des Fußweges von Jannowitz über den Bleibergkamm nach Ketschdorf gelegen war, und in der auf Bleierze gegraben wurde. Auch die in alten Archiven auftretenden Namen, wie Friedrich-, Johannes-, Anton-, Josephstollen, weisen offenbar auf den Betrieb durch Eigenlöhner desselben Namens hin.

Ein zweites Kupfergebiet unserer Heimat ist das am westlichen Hange des Willmannsdorfer Hochberges (an dessen östlichen Hange übrigens im vorigen Jahrhundert abgebauten Roteisenstein lagert.) Hier ist es ein schmaler Gürtel der

Zechsteinformation, der um das Dorf Haasel Kupferschieferflöze und Kalksteinbänke abwechseln läßt. Neben alten malerischen Kalköfen findet der Wanderer deshalb dort bald in romantischem Grunde, bald mitten im Dickicht des Waldes Halden, von denen ihm das Grün des Malachits und das Blau des Lasursteins entgegenblickt, Stücke, die einst wegen zu geringen Kupfererzgehaltes als taubes Gestein beiseite geworfen worden waren. Auch längst verfallenen Bergwerksanlagen, um die jetzt Wald wuchert, und manche aus schwarzen Schlackenziegel erbaute Bauernhütte im Dorfe Haasel erinnern an die Zeiten, da hier Bergbau umging und eine Kupferhütte aus den Erzen das Kupfer erschmolz. Wahrscheinlich ist auch ein schon halb zerfressenes kupfernes Weihbecken, das ich in der kleinen Kirche im nahen Prausnitz fand, ehrwürdiger Zeuge dieser Zeit, wird doch 1756 ein Kupferhammer gerade in Nieder-Prausnitz erwähnt. Im vorigen Jahrhundert hat man um Haasel noch Erz abgebaut, und im Volke wurzelt, wie oft auch an andern Bergbauorten, vielfach der Glaube, die alte Bergbauherrlichkeit werde schon dereinst wiederkehren, nur die ungünstige, allem Verkehr abgelegene Lage habe ihn vorläufig erliegen lassen.

Schon um 1240 sollen um Haasel Bergknappen gewohnt haben, die sicher mit den zur selben Zeit auch um Kolbnitz und Goldberg bauenden Bergleuten einen Vereinigungspunkt in Goldberg hatten, wo das Bergwerkshospital St. Nikolai aus gemeinsamen Mitteln erstand und auch gemeinsamer Gottesdienst gehalten wurde. Wahrscheinlich sind auch die Bergknappen um Haasel und Kolbnitz in die früher genannte Zahl der Goldberger Bergleute einzurechnen, wodurch deren oft angezweifelte Höhe eine neue Erklärung finden würde.

1429 geht aus einem Protokoll des Goldberger Stadtbuches hervor, daß ein Goldberger Bürger dem Meister Peter Herfort aus Breslau angelobt hat, ihm „6 Ztr. gar-koppir“ zu verschaffen, und aus dem Jahre 1506 wird berichtet, daß Meister Hans der Lasur „Kupper-Erzt“ verhandelt und selbst Erze gewaschen hat. Es ist wohl anzunehmen, daß sich diese Angaben auf die Kupfergewinnung um Haasel beziehen.

Wie um Kolbnitz der Bergbau in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts besonders rege war, auch an fast all den andern Bergbauanstalten entweder erst erstand oder von neuem aufblühte, so ist auch gerade aus dieser Zeit nämlich aus dem Jahre 1569, ein Kupferbergwerk „Gottesgabe“ zu Prausnitz unweit Haasel erwähnt. Es scheint, als ob damals eine rechte Gründerzeit im Bergwerkswesen gewesen wäre überall in unserer Heimat wurden neue Gewerkschaften gegründet; freilich ließ der rege Unternehmungsgeist auch allerlei Abenteuer und Schwindler die Leichtgläubigkeit der im Bergbau ihr Glück Suchenden ausnutzen, übrigens scheint in dieser Zeit um Haasel auch wieder Gold gewonnen worden zu sein, wenigstens aus einem Goldanflug an den anderen geförderten Erzen; denn 1720 schreibt Volkmann in „Silesia Subterranea“ es fände sich „bei Haasel ein schweflichter Gold-Kies, da der Zentner eine Mark auf Gold gab, von welchem Anno 1576, als Jhro Majestät Rudolpus II. das Mittags-Mahl zu Goldberg hielt einer von seinen Bedienten ein Probe verfertigt.“

Die nächsten Nachrichten über den Kupferbergbau um Haasel stammen erst aus dem 18. Jahrhundert. 1734 werden die Gruben zum Haasel in Gemeinschaft mit denen zu Conradswaldau, Neukirch und Tiefhartmannsdorf einer Gewerkschaft übertragen, die im Anfang aus einem alten Studenten der Theologie, einen früheren Buchhalter einem gewesenen Handelsmann und einem Laboranten bestand. 1741 sind die Kupfergruben zu Haasel und Prausnitz im Besitz der Baronin Hohberg, die dadurch großen Schaden erleidet, daß im selben Jahre das Schmelzwerk und die Kohlenhütten samt den Kohlen, sie man übrigens aus Klitschdorf in der Heide bezog, in Flammen aufgingen. Der Betrieb muß bald wieder eingerichtet worden sein; denn aus dem nächsten Jahre schon werden als bei den Gruben Beschäftigte aufgeführt: 1 Schreiber, 1 Schmelzer, 12 Knappen und 3 Wäscher. Aber ein verhängnisvolles Schicksal wollte es, daß wenige Jahre später, im Siebenjährigen Kriege die Hüttengebäude von neuem den Flammen zum Opfer fielen, die diesmal von den feindlichen Truppen angelegt worden waren. 1759 wurde daraufhin der Bergbau aufgegeben, nachdem er von 1751 bis 1759 51 Zentner Garkupfer geliefert hatte.

Zu den bedeutenden Bergbaugebieten unserer Heimat gehört endlich noch der Bezirk um Altenberg. Heute ein bescheidenes Dörfchen, hoch über dem Tale der Katzbach war Altenberg im 15. Und 16. Jahrhundert eine freie Bergstadt, zu deren Gründung der damalige reiche Bergbau, vor allem auf silberhaltige Bleierze. Anlaß gegeben hatte. Im 17. Jahrhundert erlosch der Bergbau, um später wieder aufzuleben, und aber besonders Kupferkies und Arsenikkies fördernd. Mit geringen Unterbrechungen hat dieser Bergbau bis in unser Jahrhundert gedauert. Interessant ist, daß im Weltkrieg des dringend gebrauchten Kupfers wegen ein gesteigerter Abbau einsetzte, der durch kriegsgefangene Russe in Tag- und Nachsichten erfolgte.

Es bleibt nun noch übrig, einige Bergbauorte zu nennen, deren Bedeutung auf kurze Zeit beschränkt blieb.

1498 wird dem Rat der Stadt Hirschberg vom Landeshauptmann von Schweidnitz und Jauer das Recht zugesprochen, bei Grunau ein Goldbergwerk zu errichten. 1593 muß es noch im Gang gewesen sein; denn es wird aus diesem Jahre berichtet, die Grunauer Bauern mißhandelten die Bergleute, hinderten sie an der Arbeit und verstreuten die Erze.

Dicht bei den Ludwigsdorfer Kalkwerken unweit Görlitz, sind im vorigen Jahrhundert Kupfererze abgebaut worden, die nach Freiberg zu Verhüttung geschickt wurden.

Bei Meffersdorf wurden Zinnerze gefördert, von 1550 an offenbar mit guter Ausbeute. Aus dem Jahre 1580 stammt eine Notiz, nach der man zum Guß einer neuen Glocke der Meffersdorfer Kirche von den Unternehmern des Bergbaus 1 Zentner Zinn für 13 Taler kaufte. Die Glocke wurde übrigens in Liegnitz gegossen. Für die Fuhre des Zinns und der alten zersprungenen Glocke dorthin zahlte am $\frac{1}{2}$ Taler und außerdem 12 polnische Groschen dem Schulmeister für die Begleitung des Transportes.

Auch aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege finden sich noch Angaben über den dortigen Bergbau, doch unterbrachen oft aufsteigende Wasser die Arbeit. So mußte einmal drei Tage und drei Nächte lang von drei Mann an den Pumpen gearbeitet werden. Au Wunsch des Besitzers wurde Meffersdorf zum Markt- und Bergflecken erhoben.

Ein Wort ist zum Schluß noch zu sagen über die Verwertung des Pulvers im alten Bergbau. Wenn das Pulver z.B. in Görlitz auch schon im Jahre 1393 erwähnt wird und in den Rechnungen der folgenden Jahre dann gelegentlich vom Salpeter- Und Schwefelkauf die Rede ist, so fand das Pulver damals sicher nur zu militärischen Zwecken Verwendung. Auch in der Blütezeit des Bergbaus, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert, ist noch nirgends davon die Rede, daß das Pulver von den Bergleuten zur Sprengung benutzt worden wäre; dagegen ist aus dieser Zeit, wie schon in einem früheren Kapitel berichtet, von Schmiedeberg bekanntgeworden, daß man im dortigen Bergbau auf Magneteisenstein die Methode des Feuersetzens anwandte, um das Gestein für die Bearbeitung mit Schlegel und Eisen vorzubereiten, eine Methode, die ja sehr überflüssig gewesen wäre, wenn man die Sprengwirkung des Pulvers bereist zur Verfügung gehabt hätte. Auch die Tatsache, daß der Berggeist Rübezahl in dieser Zeit, wie wir es von Schwenkfeldt wissen, als Bergwerksgeist erscheint, der ein Hüter der unterirdischen Schätze ist, läßt es ganz unwahrscheinlich erscheinen, daß man damals die Tiefe mit dem Pulver aufriß. Man höre nur folgende Stelle aus einer alten Walenhandschrift: „..... nach der Vesper nicht arbeiten darff, sonder abschidt machen muß, und tumb den trutz der Geister willen, besonders Riebenzahl.“ Der Glaube, daß Rübezahl sogar die Nachtarbeit nicht dulde, würde bestimmt nicht Fuß gefaßt haben, wenn man damals schon mit dem Blitz des Pulvers in sein unterirdisches Reich eingedrungen war.

Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts scheint das Pulver in den Bergbaus gefunden zu haben, aber auch nur ganz vereinzelt; denn während in Rechnungen beim Meffersdorfer Zinnbergbau aus dieser Zeit neben Ausgaben für die Grubenbeleuchtung auch solche für Pulver zum Sprengen erwähnt werden, suchen wir nach solchen noch nach 1700 vergeblich in den die verschiedensten anderen Posten (wie Geleucht, Kuhhäute zum Wasserziehen, Einhängen eines Wasserrades u. a.) sehr gewissenhaft aufführenden Rechnungen aus dem Silberbergbau um St. Peter. Noch 1720 spricht ja Volkmann vom Feuersetzen im Kauffunger Kalkbruch. In der Regierungszeit Friedrichs des Großen, scheint aber dann die Verwendung des Pulvers im Dienste der Erschließung der Bodenschätze allgemeiner geworden zu sein; ersehen wir doch aus Leskes Reiseschilderungen aus dem Jahre 1782, daß sie auch in den weniger bedeutenden Kalkbrüchen der Oberlausitz schon üblich geworden ist.

Die Pulverfabrikation des Landes war übrigens meist mit den früher geschilderten Salpetersiederei verbunden; der von ihr benötigte Schwefel wurde u. a, in dem Prellerschen Vitriolwerk zu Schreiberhau hergestellt. Auch dieser Fabrikationszweig war also, wenigstens zur Zeit des Bestehens des Prellerschen Werkes, im wesentlichen an die Schätzte gebunden, die der Boden der Heimat hergab.



*Prellersches Vitriolwerk im Zackental um 1810
Kupfer von Reinhard, 1810*